

Happy Days in Germany

Interview mit Ben (23), Masterstudent Zeitgeschichte • 06.08.2026

Gesprächsführung und Redaktion: Sabrina Görisch

Happy Days in Germany ist ein Gesprächsraum über unser Leben in dieser Gesellschaft. Wie stehen wir heute zur Welt und wie steht sie zu uns? Wie finden Menschen in Zeiten von Unsicherheit, gesellschaftlichen Spannungen und brüchigen Sicherheiten ihren Platz?

Im ersten Gespräch erzählt Ben von seinem Weg zwischen familiären Erwartungen und eigenen Interessen, von Selbstwirksamkeit und Widerstand, seinen Erfahrungen mit der Arbeitswelt und seinem Blick auf die eigene Generation.

Wenn du *Happy Days in Germany* hörst, was macht das mit dir?

Ben: Es ist natürlich erst einmal so, dass ich an die Vergangenheit denke. *Happy Days in Germany* hat für mich keinen Jetzt-Bezug. Das bedeutet für mich frühe Kindheit, noch die unbeschwerten Merkel-Jahre. Man hat einfach vor sich hingelebt. Es gab keine großen Probleme, die mich beschäftigt hätten. Das kam erst später, als ich älter wurde. Dann hat man gemerkt, dass es politische Krisen gibt, die einen betreffen. Seitdem ist eigentlich Krise an Krise an Krise. Deshalb würde ich bei *Happy Days in Germany* heute eher ironisch schmunzeln.

In welchem Jahr waren zuletzt deine Happy Days?

Ben: Wenn ich zurückblicke, dann war das 2014. Wir hatten gerade die Fußball-WM. Das war für mich das letzte wirklich unbeschwerte Jahr. Man war euphorisch und hatte das Gefühl, alles läuft seinen Gang. In den USA war Obama Präsident, bei uns Angela Merkel. Den Ukrainekrieg gab es noch nicht. 2014 begann zwar bereits die Krim-Krise, aber spätestens mit der Flüchtlingskrise 2015 hat man gemerkt: Irgendetwas verschiebt sich gerade. Es entstand eine neue Stimmung und eine zunehmende Unzufriedenheit.

Wie alt warst du damals?

Ben: Ich bin 2002 geboren, also war ich zwölf oder dreizehn.

Das politische Bewusstsein begann bei dir also schon relativ früh.

Ben: Ja. Ich war auf einer evangelischen Schule. Dort hatten die Lehrkräfte ein völlig anderes Verständnis der politischen Ereignisse als mein Elternhaus, das deutlich konservativer war und die Entwicklungen eher kritisch betrachtete. Ich stand plötzlich zwischen diesen beiden Perspektiven und musste meinen eigenen Standpunkt finden. Dort begann meine erste intensive Auseinandersetzung mit politischen Fragen.

Und wenn du auf dein heutiges Leben schaust, wie würdest du es beschreiben?

Ben: Eigentlich richtig gut. Ich hatte materiell viel Glück. Viele in meinem Umfeld müssen neben dem Studium sehr viel arbeiten, um über die Runden zu kommen. Auch bei der Wohnungssuche hatte ich Glück. Mir ist bewusst, dass das eine privilegierte Situation ist. Meine Happy Days haben tatsächlich dieses Jahr begonnen. 2026 ist für mich bisher so erfolgreich und zufriedenstellend wie schon lange nicht mehr.

Was ist seit 2026 anders?

Ben: Ich habe mein erstes Mastersemester erfolgreich abgeschlossen und gemerkt, dass ich dort wirklich angekommen bin. Ich arbeite inzwischen als wissenschaftliche Hilfskraft an der Universität. Außerdem leite ich eine Improvisationstheatergruppe. Viele Dinge haben sich dieses Jahr einfach positiv entwickelt. Der Bachelor liegt hinter mir und jetzt treffe ich Entscheidungen aus eigener Motivation heraus. Niemand schiebt mich mehr irgendwohin. Ich glaube, genau das ist ein großer Teil meiner Zufriedenheit.

War das früher anders? Hattest du das Gefühl, dass dir andere stärker vorgegeben haben, welchen Weg du gehen sollst?

Ben: Ja, auf jeden Fall. Ich komme aus einem Haushalt mit einer alleinerziehenden Mutter, die Friseurmeisterin ist. Mein großer Bruder war naturwissenschaftlich sehr begabt. Ich war dagegen immer eher an Gesellschaftswissenschaften, Theater und Kunst interessiert. Das wurde in meiner Familie eher belächelt. Meine Großmutter war Buchhalterin, mein Großvater bei der Armee. Man dachte wohl, ich würde nach der zehnten Klasse eine Ausbildung machen und das war es dann. Ich wusste aber sofort: Nein, das wird nicht passieren. Ab der zehnten Klasse wurden meine Noten plötzlich deutlich besser. Dann kam das Abitur und es wurde für mich zu einer Art Beweis, dass ich mehr aus meinem Leben machen möchte.

Als ich elf Jahre alt war, waren wir einmal in Potsdam und standen vor der Universität. Ich sagte damals zu meinen Eltern: "Hier will ich später einmal studieren." Sie lächelten darüber, so wie Erwachsene eben lächeln, wenn Kinder sagen, sie möchten Astronaut werden. Heute mache ich meinen Master an genau dieser Universität. Hätte ich damals erzählt, dass ich mit 23 im Master studiere, hätte mir das niemand geglaubt.

Das klingt für mich nach einer starken Erfahrung von Selbstwirksamkeit. Würdest du das auch so sehen?

Ben: Ja, aber diese Selbstwirksamkeit entstand aus Widerstand. Wenn Menschen versuchen, dir deine Interessen auszureden, fragst du dich irgendwann: Warum bin ich eigentlich hier? Welche Form von Glücklichkeit ist mir überhaupt erlaubt? Irgendwann merkt man dann: Die einzige Form von Glück, die wirklich zählt, ist die, die man sich selbst erlaubt.

Du beschreibst, dass deine Familie dir wenig Orientierung und Rückhalt geben konnte und du dir deinen eigenen Orientierungsrahmen schaffen musstest. Findest du diesen Orientierungsrahmen heute in unserer Gesellschaft?

Ben: Nein, eigentlich nicht. Man sucht sich seine Bubble, also Menschen, die ähnlich denken. Dort entsteht persönliches Wachstum. Aber gesellschaftlich empfinde ich vieles als schwierig. In Berlin wäre das für mich unerträglich gewesen. Dort habe ich das Gefühl einer sozialen Agonie. Wenn Menschen beispielsweise an Obdachlosen vorbeigehen, ohne überhaupt noch eine Regung zu zeigen, verstehe ich den gesellschaftlichen Konsens nicht mehr. Es gibt ein großes Gerangel um unterschiedliche Vorstellungen davon, wie Gesellschaft aussehen soll. Manche unterstützen Parteien, die Vielfalt ablehnen. Es fühlt sich an wie ein Seilziehen. Gesellschaft müsste eigentlich ein Ort der Entfaltung sein. Dafür muss man kämpfen. Man muss sich Räume suchen oder selbst schaffen. Ich glaube allerdings nicht, dass jeder die Kraft dafür hat.

Woher kommt deine Kraft?

Ben: Ich glaube, aus einem Überlebenswillen heraus. Ich war lange unglücklich und habe irgendwann gemerkt: Es reicht nicht, nur Abschlüsse zu sammeln oder Geld verdienen zu wollen. Sich von diesen Erwartungen zu lösen kostet unglaublich viel Kraft. Dafür braucht man Menschen, die einen unterstützen. Alleine schafft man das kaum.

Wo hast du diese Unterstützung gefunden?

Ben: Das begann in der neunten Klasse durch meinen Lehrer im Improvisationstheater. Er holte mich in diese Gruppe und dort merkte ich zum ersten Mal, dass ich gleichwertig bin. Es gab keine Hierarchien. Man durfte Fehler machen und daraus lernen. Später kam die Junge Gemeinde hinzu. Dort gab es einen Diakon namens Eckhard. Er war ebenfalls so eine Persönlichkeit, bei der man einfach sein durfte. Man konnte Ideen einbringen, gemeinsam Projekte machen und wurde ernst genommen. Solche Kreise sind unglaublich wichtig. Wenn man stattdessen nur in Gruppen landet, die einen in eine bestimmte Richtung drücken wollen, kann das auch gefährlich werden.

Wie erlebst du dahingehend die Arbeitswelt?

Ben: Ich habe ein FSJ gemacht, im Landtag gearbeitet und arbeite jetzt an der Universität. Das sind drei völlig unterschiedliche Erfahrungen. Die Arbeitswelt ist ein erbarmungsloser Ort. Es hängt extrem vom Arbeitgeber ab. Ein schlechter Arbeitgeber macht Menschen langfristig unglücklich. Irgendwann arbeiten alle am Limit. An der Universität erlebe ich dagegen eine fast hierarchiefreie Kultur. Die Professorinnen und Professoren behandeln mich respektvoll. Natürlich gibt es fachliche Unterschiede, aber niemand lässt mich das spüren. Im Gegenteil: Man wird ermutigt, sich weiterzuentwickeln. Mein FSJ war dagegen schrecklich. Während Corona herrschte Personalmangel und wir wurden überall eingesetzt. Teilweise arbeiteten wir deutlich über 45 Stunden pro Woche – für 350 Euro Taschengeld. Dort habe ich aber auch gelernt, dass Arbeitnehmer Rechte haben und man für diese Rechte eintreten muss.

Was wünschst du dir für deine berufliche Zukunft?

Ben: Ich möchte erst einmal noch im Studium bleiben. Ich überziehe sogar bewusst ein halbes Jahr, weil ich diese Zeit genießen möchte. Ich weiß, dass es danach ungemütlicher wird. Gerade habe ich die Freiheit, Projekte wie Chinesisch lernen oder Improvisationstheater zu verfolgen. Ich wünsche mir, dass das noch eine Weile so bleibt. Danach vielleicht Politik oder Wissenschaft – das lasse ich offen.

Nach welchen Kriterien würdest du später einen Arbeitgeber auswählen?

Ben: Natürlich spielt das Gehalt eine Rolle. Nach einem Master möchte man nicht unterbezahlt werden. Viel wichtiger ist aber, dass ich kreativ arbeiten kann. Ein reiner Bürojob mit Excel-Tabellen wäre meine persönliche Hölle. Ideal wäre ein Arbeitgeber mit einer 35-Stunden-Woche, sodass genug Raum für eigene Projekte bleibt.

Ich höre heraus, dass persönlicher Ausdruck und eigene Interessen weiterhin Platz haben müssen. Warum ist das so?

Ben: Wenn ich höre, dass Menschen immer mehr arbeiten sollen oder Krankheitstage eingeschränkt werden sollen, frage ich mich oft, ob diese Entscheidungen noch etwas mit der Lebensrealität zu tun haben. Ich habe bei meiner Mutter gesehen, was jahrzehntelange körperliche Arbeit bedeutet. Nach über vierzig Jahren als Friseurmeisterin sind Hände und Rücken kaputt. Deshalb frage ich mich: Wofür soll ich mich kaputtarbeiten?

Inwieweit fühlst du dich mit dieser Haltung von älteren Generationen verstanden?

Ben: Überhaupt nicht. Wobei ich sie umgekehrt auch nicht vollständig verstehen möchte. Jede Generation wächst unter anderen Bedingungen auf. Wir müssen heute keinen zerstörten Staat wiederaufbauen. Dafür tragen wir andere Lasten. Uns wird oft Faulheit vorgeworfen. Ich empfinde das als unfair. Meine Generation trägt mentale Belastungen, familiäre Traumata, globale Krisen und weiß durch die Digitalisierung über nahezu jedes Problem der Welt Bescheid. Gleichzeitig muss man Ausbildung, Beruf und Alltag bewältigen. Das kostet Kraft.

Welche Botschaft würdest du älteren Generationen gerne mitgeben?

Ben: Veränderungen zulassen. Einfach einmal schauen, was jüngere Generationen vorhaben, ohne es sofort abzuwerten. Begriffe wie *Wokeness* oder Linksradikalismus werden oft benutzt, um Veränderungen abzublocken. Dabei könnten daraus durchaus gute Entwicklungen entstehen.

Und was würdest du deiner eigenen Generation gerne sagen?

Ben: Dass ihre Identitätskrise berechtigt ist. Viele wissen nicht mehr, wo sie hingehören. Genau deshalb geraten manche in rechte Milieus. Dort bekommen sie Zugehörigkeit und einfache Antworten versprochen. Das ist gefährlich. Ich würde sagen: Habt keine Angst. Es gibt Probleme, aber sie lassen sich lösen. Die Antwort kann niemals Zerstörung oder Gewalt sein. Zuversicht lohnt sich. Zuversichtliche Menschen finden sich gegenseitig. Die Welt geht nicht unter.

Wenn wir bei dieser Zuversicht bleiben und du jetzt noch einmal nach vorne schaust: Stell dir vor, du könntest mit deinem Ich in zehn Jahren sprechen. Was würdest du ihm für seine zukünftigen „Happy Days“ mitgeben?

Ben: Lass dich nicht einschüchtern. Das ist wahrscheinlich die wichtigste Lektion meines Lebens. Auch angesichts der Klimakrise gilt: Es wird schwieriger werden, aber man kann damit umgehen. Nach jeder Krise gibt es ein Danach. Ich studiere Zeitgeschichte. Selbst nach den größten Katastrophen der Menschheitsgeschichte ging das Leben weiter. Es braucht Zeit, Fehler werden gemacht und Traumata müssen verarbeitet werden. Aber am Ende sind wir doch Teil einer großen menschlichen Familie.

Vielen Dank für deine Perspektive, Ben.

Veröffentlicht am 20.08.2026 · online abrufbar unter sabrina-goerisch.de/diskurs